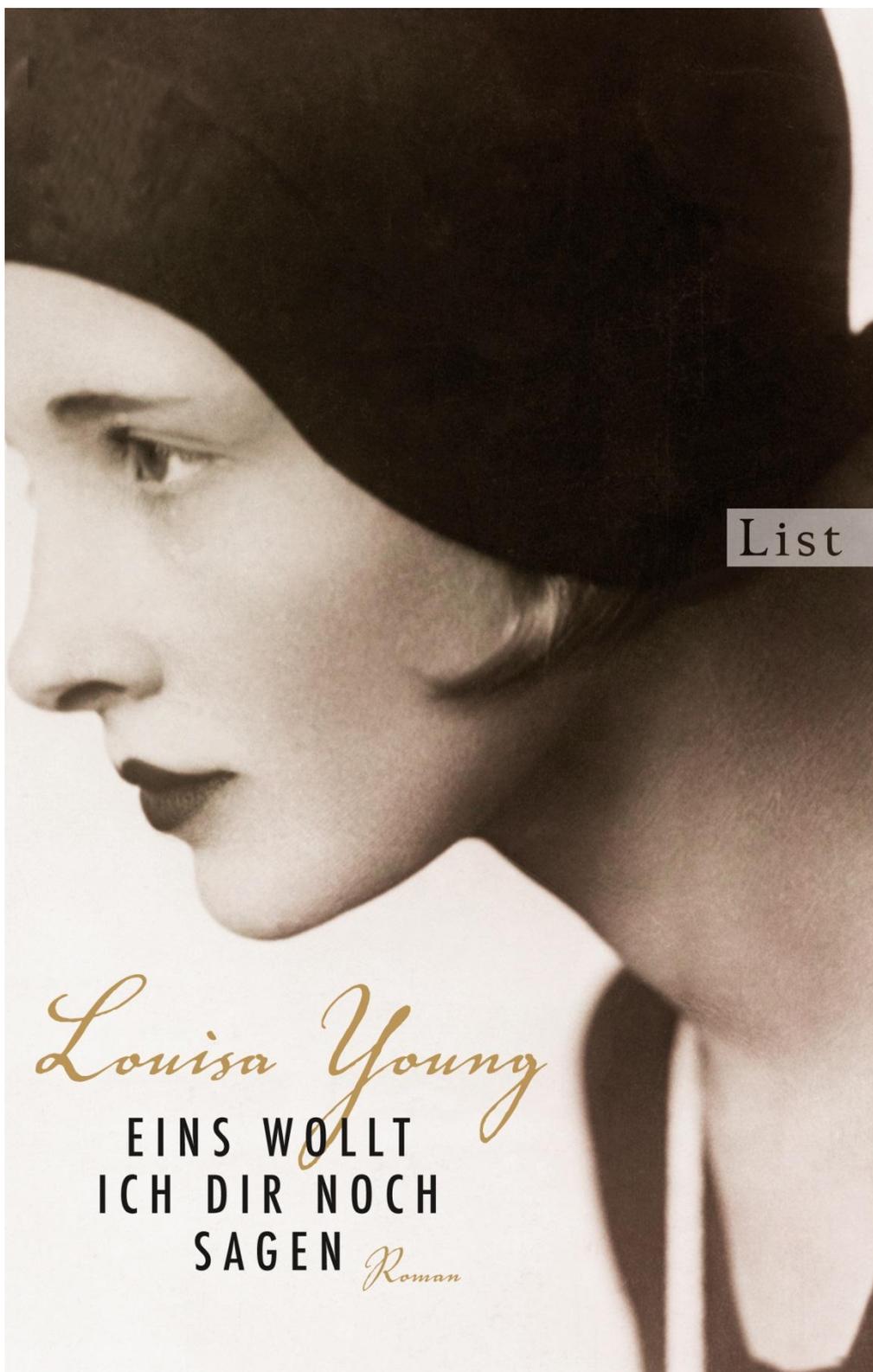


Leseprobe



List

Louisa Young

EINS WOLLT
ICH DIR NOCH
SAGEN

Roman

Louisa Young

EINS WOLLT
ICH DIR NOCH
SAGEN

Roman

Aus dem Englischen von
Claudia Feldmann

List

Für Robert Lockhart

PROLOG

Frankreich, 7. Juni 1917, 3.10 Uhr

ES WAR EINE WARME Nacht. Sommerlich und still, wie solche Nächte für gewöhnlich sind.

Das ohrenbetäubende Donnern der Explosionen durchbrach Luft und Erde mit solcher Wucht, dass die Gehirne in den Köpfen erbeben und jeder noch verbliebene Gedanke hinausgerüttelt wurde. Es brachte Trommelfelle und Eingeweide zum Erzittern, drang unter die Haut, ließ das Blut in den Adern die Richtung wechseln und bohrte sich in die winzigen Kanäle des Knochenmarks. Es quetschte Herzen zusammen, ließ Zähne splintern und hallte in Synapsen und Zellzwischenräumen wider. Die Männer wurden davon aufgesogen, zerstückelt und durchtränkt, versanken darin. Sie waren Teil des Lärms, und der Lärm war Teil von ihnen.

In London schrak Nadine Waveney am Schreibtisch in der Krankenstation hoch, hörte das Grollen in der Ferne und fragte sich in einem Augenblick der Verwirrung: *Sind sie hier? Mit Zeppelin?* Sie blickte auf, das Gesicht ebenso fahl wie das Licht ihrer Lampe.

Jean kam aus dem Nebenzimmer hereingestürzt. »Hast du das gehört?«, flüsterte sie.

»Ja«, sagte Nadine mit weit aufgerissenen Augen.

»Frankreich!«, flüsterte Jean. »Was für ein Kracher!« Und damit verschwand sie wieder.

Lieber Gott, dachte Nadine, mach, dass Riley nicht dabei ist.

In Kent saß Julia Locke, noch im Halbschlaf, aufrecht im Bett, sah, dass die Schranktür aufgegangen war, und dachte: *Oh, ein Gewitter*, aber als Rose im Morgenmantel hereinkam, um nach ihr zu sehen, schlief sie schon wieder tief und fest.

Im Ärmelkanal änderten die Wellen ihre Richtung, widersetzten sich der Strömung und dem Wind.

In Calais hielten Matrosen, die von einem Zechgelage kamen, inne und blickten sich um.

In Étapes schrak ein Wachposten mit einer so abrupten Kopfbewegung hoch, dass es ihm beinahe das Genick brach. »Grundgütiger«, murmelte jemand. »Hoffentlich ist es bei denen, nicht bei uns.« Zwei Ruinen weiter hielt eine sechzehnjährige Prostituierte mit pochendem Herzen still. Ihr fünfunddreißigjähriger Freier löste sich von ihr, plötzlich der Manneskraft beraubt. Sein Blut war in andere Körperbereiche geflohen.

Jenseits von Paris schlief ein vertriebener Bauer auf einem Sack. Er machte sich nicht die Mühe, wach zu werden. Schafe rannten in Panik umher. Ihre Hirten sahen ihnen nur träge zu.

Auf einem Feld stand seit Oktober 1914 ein halbzerfetztes Klavier und moderte vor sich hin.

In der Reservelinie schrak die Schlafenden hoch. Die an den Kohlenfeuern saßen, sprangen auf und wurden von den Kameraden unter leisen Verwünschungen wieder heruntergezogen. Die australischen Pioniere, die die Tunnel unter der deutschen Linie gegraben und sechshunderttausend Pfund Minen ausgelegt hatten, rauchten grinsend. Es war vielleicht nicht ganz *gentlemanlike*, was die Regeln der Kriegsführung betraf, aber schließlich hatten *die* angefangen mit ihrem verbotenen Gas – und Hauptsache, es war wirkungsvoll.

Ein Stück weiter wurden die Alliierten in ihren Gräben durcheinandergeworfen. Ein Schwarm Stare erhob sich und kreiste am nächtlichen Himmel. Unten huschten die dicken Ratten davon.

Jenseits des Niemandslands flogen Soldaten in die Luft und fielen zu Boden, und Erde flog in die Luft und fiel zu Boden und begrub sie, ob sie tot waren oder lebendig.

Und die deutsche Artillerie antwortete, und alles verdoppelte sich, vervielfachte sich, wuchs ins Unermessliche, und in Berlin setzten sich Ehefrauen und Verlobte an ihren Stationschreibtischen und in ihren Betten auf.

Locke und Purefoy hatten es kommen sehen. Die Nacht war von jener Spannung erfüllt gewesen, die etwas erahnen ließ – etwas anderes als nur den üblichen Dreck. Die Männer waren wachsamer als sonst, und als es losging, war es zwar ein Schock, aber das war es schließlich immer.

Locke stand neben dem mit Säcken verhängten Eingang zum Erdbunker, rauchte und summte ein Lied, das er sich gerade ausdachte.

Purefoy stand an der Schießstufe und beobachtete die Umgebung durch ein Periskop. Er dachte an Ainsworth, Couch, Ferdinand und Dowland, und an Dowlands Bruder und Bloom, Atkins, Burdock, Taylor, Wester und all die anderen. Im Geist ging er ihre Namen durch, alle Namen, an die er sich erinnern konnte, versuchte, sich ihre Gesichter ins Gedächtnis zu rufen, ihre Stimmen, ihre Vornamen, ihre kleinen Eigenheiten und wie sie gestorben waren, und wo und wann.

Als drüben die Minen gleich massenweise hochgingen, rieselte die Erde von der aus Holzbalken und Sandsäcken zusammengehauenen Decke auf die Teekiste, die ihnen als Tisch diente. Locke schlang die Arme um den Kopf und hielt sich die Ohren zu. Er stieß einen unverständlichen Ruf aus, dann ließ er die Arme fallen und trat hinaus in den Schützengraben. Purefoy ging bereits an der Linie entlang, machte Scherze und klopfte den Männern auf die Schulter.

Der Granatenangriff, der als Antwort kam, riss ein paar Meter vor ihnen ein Loch in die Rückenwehr. Purefoy, Locke und ihre Kameraden warfen sich in den Schlamm ihres Grabens, jenes so vertrauten zwei Meter tiefen vergifteten Hafens. Das Wissen, dass das Schlimmste bereits geschah, erschien ihnen auf seltsame Weise tröstlich.

1. KAPITEL

London, kurz vor Weihnachten 1907

AN EINEM HERRLICHEN WINTERTAG mit makellos weißem Schnee und knallblauem Himmel warf Nadine Waveney Vetter Noel in den Kensington Gardens einen Schneeball. Er traf einen kleineren Jungen mit voller Wucht gegen die Wange. Der Kleine stieß einen Schrei aus, verlor das Gleichgewicht und fiel auf das dünne Eis des überfrorenen Round Pond. Mit einem Knacken brach der Junge, er hieß Riley Purefoy, durch die glasige Schicht, sank hinab, schoss sofort wieder hoch, schnappte nach Luft, schüttelte Schneematsch und Eiswasser von sich, bis ihm buchstäblich die Haare zu Berge standen, und lachte aus vollem Hals. Noel sah ihn unsicher an. Nadine, die ein Stück entfernt stand, lächelte. Es gefiel ihr, dass der Junge lachte. Sie hatte ihn schon öfter im Park gesehen, wie er unablässig umherlief, auf Bäume kletterte oder irgendetwas aufsammelte. Einmal waren sie sich im Geäst einer Kastanie begegnet, mitten im dichten grünen Laub. Er hatte eine Taubenfeder im Haar gehabt, wie ein indianischer Krieger. Damals hatte er auch gelacht.

Jacqueline Waveney, mit ihren eleganten Kleidern, den hohen Wangenknochen und einem leicht bemühten Hang zum Unkonventionellen, bestand darauf, dass Riley mit ihnen nach Hause kam, damit er sich

abtrocknen und aufwärmen konnte. Sie wohnten an der Bayswater Road, gleich gegenüber dem Eingang des Parks. »Alle kommen mit zu uns, wenn sie in den Teich gefallen sind«, erklärte sie ihm, während sie den Weg entlangeilten. »Oder wenn sie nassregnen. Wir sind die erste Anlaufstelle für Parkbesucher in Not.« Sie hatte ein warmes Lächeln und einen seltsamen Akzent – französisch, aber das wusste Riley da noch nicht.

Das Haus erschien ihm riesig, während sie es eher klein fanden. Er wurde durch die Eingangshalle ins Wohnzimmer geführt, das Jacqueline mit einem merkwürdigen Näseln am Ende »Salon« nannte. Riley betrachtete die hohe Decke, die cremeweiße Wandvertäfelung, die Samtsofas, das flackernde Feuer und die pfauenblau glänzenden Kacheln, die es umrahmten. Mrs Waveney sorgte dafür, dass er in ein Handtuch gewickelt wurde und seine nassen Kleider in der Waschküche aufgehängt wurden. Er bekam eine heiße Schokolade zu trinken und trockene Sachen zum Anziehen, die ihm ein wenig zu groß waren. Jetzt sahen die Leute, die um ihn herumstanden, dass er ein ganz gewöhnlicher kleiner Junge war, aber offenbar machte es ihnen nichts aus.

Noel tat der Vorfall mächtig leid, und er entschuldigte sich wohlherzogen.

Mrs Waveney dachte: *Armer kleiner Kerl. Die Sachen brauchen wir doch sicher nicht mehr.*

Ihr Mann Robert schaute herein. »Hallo zusammen«, sagte er (oder etwas in der Art). »Was ist denn hier los?« Riley wusste, wer er war: ein bekannter Dirigent. Er hatte ihn oft genug im Park zur Albert Hall hinüberlaufen sehen. Und letztens war ein Foto von ihm in den *Illustrated News* gewesen.

Nadine, die mit ihren leicht schrägen honiggelben

Augen aussah wie eine freche kleine Fee, schaute zu ihm herüber und lächelte.

Rileys Blick glitt über den berühmten Vater, die freundliche Familie, das knuddelige Hausmädchen, die Bilder an den Wänden, den Flügel, die Bücherregale und das Mädchen. Es war ganz anders als bei ihm zu Hause, obwohl das Haus sehr gemütlich war, in dem er mit seinen Eltern und seinen jüngeren Schwestern wohnte. Er hatte sie alle gern, auch wenn er sie kaum zur Kenntnis nahm, mit Ausnahme seines Dads, der ihm zu Weihnachten einen Grashüpfer zum Aufziehen geschenkt hatte und ihn immer noch in die Luft werfen konnte. Sein Dad war Feuerwehrmann und sagte immer: »Schau nicht nach der Feuerwehr, Riley. Das ist eine gute Arbeit, aber auf dich wartet was Besseres.«

Riley war weder schüchtern, noch schämte er sich. Er hatte auch nicht das Gefühl, am falschen Ort zu sein. Er kostete die heiße Schokolade, sah sich unverwandt um und verstand: Das hier war, was sein Vater meinte. Was Besseres.

Seine Kleider waren nicht trocken geworden, und Jacqueline, die seine hellwachen Augen und sein lockiges Haar niedlich fand, hatte vorgeschlagen, er solle sie doch am nächsten Tag abholen kommen. Seine Mutter Bethan, eine treu ergebene Frau von walisischer Abstammung und festen Ansichten, backte ein Blech Törtchen, die er als Dankeschön mitnehmen sollte – »aber denk dran, die Dose wieder mitzubringen!«

»Ich versteh nicht, was das soll«, brummte sein Vater John, der im Unterhemd am Küchentisch saß, die Hosenträger über den breiten Schultern, und Zeitung las. »Deren Junge hat Riley doch in den Teich gestoßen.«

»Das gehört sich so«, sagte Bethan. »Geh zur Hin-

tertür, mein Großer, hörst du? Und pass gut auf dich auf!«, rief sie ihm nach. Die Bürgerlichen wollten immer irgendwas von den einfachen Leuten. *Als ob sie nicht schon genug hätten. Nicht, dass ich deren Zeug haben will. Alles bloß Schnickschnack.*

Bethan hatte schon manches Mal laut aufgelacht, wenn ihr auf der Straße die modischen Verirrungen der besseren Gesellschaft aufgefallen waren. Aufmerksam und ängstlich sah sie zu, wie ihr einziger Junge die Straße hinunterging, um jener anderen Welt einen Besuch abzustatten. *Er wird doch nicht darauf hereinfallen, oder? Und wenn er sich nun Hoffnungen macht oder neidisch wird? Nein, das wird er nicht. Schließlich haben wir ihn gut erzogen ...* Sie ertappte sich dabei, wie sie ein kurzes Gebet murmelte, als er um die Ecke verschwand.

John verdrehte die Augen. Bethan und ihre Marotte mit den Bürgerlichen. Sie fürchtete sich vor ihnen, wollte haben, was sie hatten, und tat doch so, als würde es sie kein bisschen interessieren, war dabei grün vor Neid und warf dann obendrein noch den Kopf zurück und behauptete, sie sei stolz, eine Arbeiterfrau zu sein, und den ganzen Kram brauche sie sowieso nicht, besten Dank.

Riley glaubte gar nicht, dass es eine Hintertür gab, höchstens vielleicht am Ende der Seitengasse. Er ging zur Haustür. Dorthin trat auch ein weiterer Besucher, ein älterer Mann mit einem Bart und einem angenehmen Geruch nach Terpentin. Er trug einen Mantel aus schwarzem Samt, der an einigen Stellen abgewetzt war und glänzte. Einen Moment lang zögerte Riley, weil er an die Worte seiner Mutter dachte, doch der Mann sagte: »Guten Tag, junger Freund!«, und so betraten sie das Haus gemeinsam.

Riley, dem man beigebracht hatte, dass feine Leute stets auf Abstand blieben, war überrascht.

»Hallo, Riley!«, rief Mrs Waveney. »Sind die für uns? Mmh – wie lieb von dir. Noel, Riley ist hier! Läute doch bitte mal nach Barnes und lass uns Tee bringen, ja?«

Riley verstand bald: Das hier waren nicht einfach nur feine Leute, es waren Künstler. Sonntags, wenn sie im Park spazieren gingen, wies Bethan ihn genüsslich auf die verschiedenen Arten von feinen Leuten hin und machte sich über sie lustig. Auch Johnno der Dieb achtete am Bahnhof Paddington Station auf solche Unterschiede, schließlich musste er ja entscheiden, bei wem es sich lohnte, die Taschen auszuräumen. Riley musterte den Samtmantel des älteren Mannes, die dunkelroten Locken der schönen Frau, die offenbar nichts dabei fand, einen einfachen Gossenjungen in ihr herrliches, großes Haus einzuladen, in dem es lauter Bilder und seltsame Gegenstände gab ... Da hing zum Beispiel ein glänzender geschwungener Dolch an der Wand, und in der gläsernen Vitrine standen kleine Elefanten aus Elfenbein. Ja, das hier waren eindeutig Künstler. Seine Mutter würde nur verächtlich schnauben, weil ihr Vater ihr in jungen Jahren nicht erlaubt hatte zu singen, und Johnno würde sie in Ruhe lassen, denn solche Leute hatten nie viel Bargeld bei sich.

»Toller blauer Fleck!«, sagte Noel neidisch und tippte auf Rileys Wangenknochen. Das stille Mädchen lächelte ihn an, und Riley lächelte zurück. Sie waren gerade dabei, einen Tannenbaum mit bunten Bändern, Früchten und Glaskugeln zu schmücken. Riley hatte etwas Ähnliches in den Schaufenstern von Selfridges gesehen, dem neuen Palast der Wunder, aus dem er zwei Tage zuvor verscheucht worden war. Dieser Baum war nicht

ganz so groß, aber die Farben sprangen ihm wie Funken in die Augen.

»Komm und hilf uns«, sagte Mrs Waveney. »Kannst du die hier mit deinen kleinen Fingern anbinden?« Sie reichte ihm eine Glaskugel, leicht wie ein Sonnenstrahl und rein wie eine Luftblase.

»Wo soll ich sie denn hinhängen?«, fragte er.

»Wo du magst«, erwiderte sie.

Er betrachtete den Baum. Überall an den dunklen Fichtenzweigen schimmerten bunte Kugeln. Rosa wie die Rosenblüten im Senkgarten neben der Orangerie, hellgrün wie die Blätter der Lindenallee im Frühling, blau wie der Fleck im Gefieder der Stockenten auf dem Round Pond. Im oberen Teil hingen zu viele zu dicht beieinander. Er sah nach, wie viele noch in der Schachtel waren. Genug, um den ganzen Baum damit zu behängen. Vorsichtig zwirbelte er den dünnen Golddraht der Glaskugel um einen Zweig in der Mitte, ziemlich weit innen. So würde sie das Licht reflektieren und ein Gegengewicht zu den bunten Kugeln bilden. Ohne nachzudenken, löste er ein paar bunte Kugeln und verteilte sie an den unteren Zweigen.

Der ältere Mann beobachtete Riley lächelnd. Ihm gefiel die Sorgfalt, die der Junge an den Tag legte. Er betrachtete sein flaches Gesicht mit den breiten Wangenknochen, die zerzausten Locken und die dunklen Augen mit dem verwundeten Blick.

Dann tranken sie Tee und aßen die Marmeladentörtchen. Amüsiert bemerkte Jacqueline, mit welchem Appetit Riley aß. Andere Jungen hätten sich unter diesen Umständen wohl eher zurückgehalten.

Als Riley sich auf den Heimweg machen wollte, sagte Robert Waveney höflich: »Hör mal, Riley, Sir Alfred gefällt dein Gesicht. Er möchte dich in einem seiner Bilder

malen, dein Kopf auf einem ziegenbeinigen Faun. Was meinst du, kannst du lange genug still sitzen? Er würde dir sicher einen Shilling dafür geben.«

Riley sah das Tor der Möglichkeiten vor seinen Augen aufschwingen. Dahinter sah er »was Besseres« in der Ferne schimmern wie die Lilien des Paradieses. »Klar kann ich das, Mister Waveney«, sagte er.

2. KAPITEL

London, 1907–1914

DORT, WO RILEY, DIE Waveneys und Sir Alfred lebten, wechselte London von Straße zu Straße das Gesicht. Riley wohnte in einem kleinen Haus am Kanal, einem einfachen, feuchten Reihenhaus mit Toilette im Hinterhof. Zwei Minuten von dort lag der Bahnhof Paddington Station, durch den das gesamte Empire strömte, aufmerksam beobachtet von Johnno, in diebischer Absicht, und von Riley, aus reiner Neugier. (Riley klaute nicht, das hatte er seiner Mum versprochen.) Fünf Minuten weiter war der Park, Kensington Gardens, mit seinen hohen Bäumen, dem weichen Gras und den kleinen Mädchen in weißen Unterröcken, die ihren Reifen hinterherliefen, und den uniformierten Kindermädchen, die den Mädchen hinterherliefen. Wenn Riley mit Johnno dorthin ging, scheuchte der Parkwächter sie hinaus. Wenn er aber alleine war und sich geschickt anstellte, konnte er den ganzen Tag dort spielen, den Enten zusehen, auf Bäume klettern, im Serpentine-See herumplantschen, den Gärtnern nachspionieren, die Statuen betrachten und sich Verstecke suchen.

An der Nordseite des Parks standen wunderschöne Häuser: Villen im georgianischen Stil mit Magnolien in den Vorgärten, stuckverzierte Prachtbauten wie aus dem Märchen, sechsstöckige Mietshäuser mit ge-

schwungenen Balkons und kunstvoll verzierten Erkern. Das Haus der Waveneys war das erste, das Riley je betreten hatte. Sir Alfreds Haus am Orme Square war das zweite. Bei den Waveneys hatte ihm vor allem die Behaglichkeit gefallen, bei Sir Alfred war es zuerst Messalina, die Dänische Dogge, groß genug, um einen Karren zu ziehen, mit ihrer seidigen schwarzen Schnauze und den zitternden Beinen. An zweiter Stelle kamen die Ölfarben: die vielen Schattierungen, der Geruch und die geschmeidig glänzende Pracht. Und die Bilder: Heldinnen und Bettlerinnen, Ritter in schimmernder Rüstung, Blumengirlanden und zu Schlaufen geflochtene Zöpfe, smaragdgrüne Gräser, die im Wasser wogten, hauchdünne Stoffe, durch die man wachsweiße Haut schimmern sah, und blau aufreißende Flecken am Himmelsgewölbe – alles aus Farben erschaffen, die Leinwände schienen von innen heraus zu leuchten. Es sah aus wie die wirkliche Welt, und doch viel, viel schöner. Riley kam es wie ein Wunder vor, dass man aus der zähen, öligen Farbe solche Dinge erschaffen konnte.

Und dann war da noch Mrs Briggs mit ihrem Kirschmund und ihrer Herzengüte, die ihm Kuchen und heißen Tee anbot.

Riley wusste sehr genau, dass dies nicht seine Welt war. Ihm war klar, wenn er nicht schnell handelte, würde sie ihm vielleicht ebenso schnell wieder weggenommen werden, wie er hineingestupst worden war. Falls jemand sich Sir Alfreds berühmtes Gemälde *Mänaden bei den Bacchanalien* genauer ansah und den Gesichtsausdruck des jungen, mit Weinblättern geschmückten Fauns betrachtete, der links von Bacchus stand, so würde er darin eine kaum verhohlene Mischung aus verzweifelterm Verlangen, Freude und Entschlossenheit entdecken.

»Was malen Sie als Nächstes, Sir?«, fragte er mit schlecht gespielter Beiläufigkeit.

»Die Kindheit der Ritter der Tafelrunde«, erwiderte Sir Alfred amüsiert.

»Seh ich vielleicht einem von denen ähnlich, Sir?« Riley setzte eine edle Miene auf und drehte sich ein wenig zum Licht.

Er weinte fast vor Freude, als Sir Alfred meinte, sein Gesicht sei genau richtig für den jungen Sir Gawaine, der sich durch ein Dornengestrüpp kämpfte (das wiederum den Grünen Ritter repräsentierte, gegen den er später antreten sollte), denn das bedeutete, dass seine Anwesenheit noch ein, zwei weitere Wochen erforderlich sein würde.

Riley sann über Möglichkeiten nach, wie er sich Sir Alfred, seinen zahlreichen Schülern und Mrs Briggs als nützlich erweisen konnte. Und da gab es viele: Besorgungen machen, aufräumen, Kopien anfertigen, Stifte anspitzen und bereitlegen oder in die oberen Regale hinaufklettern, an die weder Sir Alfred noch Mrs Briggs herankamen. Jeden Tag nach der Schule schaute er bei ihnen vorbei, auch wenn er gar nicht zum Modellsitzen bestellt war, »nur für den Fall, dass Sir Alfred jemanden braucht, Mrs Briggs« – und er brauchte immer jemanden, der etwas aus dem Laden mit Künstlerbedarf holte, der mit Messalina in den Park ging, der das Atelier saubermachte, ohne alles umzuräumen, wie Mrs Briggs es immer tat, der für eine anonyme junge Schulter oder einen Fuß Modell saß, dem es nichts ausmachte, herumkommandiert zu werden, ja, der es genoss, den Geschichten eines alten Mannes, der unendlich viel erlebt hatte, zuzuhören, der jung und kräftig war und nicht so eitel wie die Kunststudenten und mit Freuden lernte, wie man eine Leinwand auf den Rahmen spannte. Das

ging einige Monate so, bis Mrs Briggs, die die Dinge gern geordnet hatte, darauf hinwies, dass seine Stellung ungeklärt sei und der Junge einen Lohn für seine Arbeit bekommen müsse. Und nachdem ein Einbrecher den Schmuck von Sir Alfreds verstorbener Mutter gestohlen hatte, wurde beschlossen, dass der Junge als zusätzliche Sicherheit im Haus wohnen sollte. (Riley war sich der Ironie dieses Vorschlags durchaus bewusst.)

Mrs Briggs lud Bethan und John zum Tee in die Küche ein, denn schließlich war es ja nicht so, als würden sie einen gewöhnlichen Diensthofen einstellen. Riley dachte nicht weiter darüber nach, ob sich das gehörte, und schleppte seine Eltern nach oben, damit sie Sir Alfred kennenlernen und sich das Atelier und die Bilder ansehen konnten. John fand die Bilder sehr schön und Sir Alfred sehr vornehm und sagte zögernd: »Solange er weiter zur Schule geht ...«

»Selbstverständlich, Mr Purefoy«, erwiderte Sir Alfred. »Er ist ein intelligenter Junge.«

Bethan sagte kaum etwas, und in der Nacht weinte sie, weil sie wusste, dass sie überstimmt war.

Von Anfang an notierte sich Riley jedes neue Wort, das ihm unterkam. Sonntags, wenn er seinen Lohn nach Hause brachte, fragte er seine Eltern, was diese Wörter bedeuteten. Wenn sie es nicht wussten, fragte er Miss Cragge in der Schule. Und wenn sie es nicht wusste, schaute er in den großen Bänden mit den hauchdünnen Seiten von Sir Alfreds *Encyclopedia Britannica* nach. Oder er fragte Mrs Briggs. Oder Nadine, die samstagsmorgens immer zum Zeichenunterricht kam. Oder er fragte Nadines Mum und Dad, wenn das Mädchen ihn zu sich nach Hause einlud – wie zum Beispiel an dem Tag, als sie ihn in den Park geschleppt hatte, um ihm die neue Statue von Peter Pan zu zeigen, die über Nacht

zwischen den Sträuchern am See aufgetaucht war und goldbronzen vor dem Laub schimmerte. Danach waren sie zu ihr gegangen, wo Sir James Barrie, der die Geschichte von Peter Pan erfunden hatte, höchstpersönlich gegessen und Tee getrunken und sich diebisch über die Überraschung mit der Statue gefreut hatte, und Riley hatte sein Lachen so treffend nachgeahmt, dass Sir James sagte, er wünschte, er hätte Riley schon früher kennengelernt, dann hätte er ihn als Vorbild für einen seiner verlorenen Jungs genommen, und Riley hatte einen kurzen Stich der Untreue gegenüber Sir Alfred und der Malerei verspürt, zugunsten von Sir James und der Literatur.

Doch das Allerbeste war, wenn er Sir Alfred fragen konnte.

»Herrje, du kleiner Schwamm«, sagte dieser dann. »Ich wollte nur einen Jungen, der mir die Pinsel sauber macht, und nun habe ich einen kleinen Roger Fry am Hals.«

»Was ist ein Roger Fry, Sir?«, fragte Riley.

»Schenk mir einen Whisky ein, dann erkläre ich es dir.«

»Der Junge macht sich, nicht wahr?«, sagte Mrs Briggs zu Mrs Purefoy, als diese eines Tages vorbeikam, um mit Riley ein Hemd kaufen zu gehen. Der Junge schoss nur so in die Höhe. Mrs Briggs hatte ihm gerade zwei Monate zuvor ein Hemd gekauft, aber sie mochte es nicht erwähnen.

Bethan war froh, dass er nicht mehr mit den Jungs vom Bahnhof herumlief, aber glücklich war sie nicht. Es lag nicht daran, dass der Sohn eines freien Mannes – nun ja, mehr oder weniger – als Diensthote arbeitete, denn er war ja kein richtiger Diensthote. Als Diensthote

wäre er nicht jeden Tag zur Schule gegangen, und sie hätte ihn und die kleine Miss Waveney auch nicht auf dem Portobello Market gesehen, wie sie mit dem riesigen schwarzen Hund an der Leine staunend vor der Schlangenfrau standen und Pfefferminzbonbons futterten. Es lag auch nicht daran, dass er mehr lernte, als einem Jungen aus seinen Verhältnissen zustand, denn sie wusste, wie viel Wert John auf eine gute Ausbildung legte, auch wenn sie selbst keinen rechten Sinn darin sah, denn schließlich lernte er ja kein Handwerk, oder? Und es lag auch nicht daran, dass sie ihn so selten zu sehen bekam – wer konnte schon erwarten, einen großen, kräftigen Schuljungen von vierzehn Jahren bei sich zu Hause zu haben, außer um ihm etwas zu essen vorzusetzen und, mit etwas Glück, dafür zu sorgen, dass er sich wusch? Viele Frauen bekamen ihre arbeitenden Söhne nur zu Weihnachten zu Gesicht. Was ihr zu schaffen machte, war, dass er anders sprach als früher. Er versuchte, es vor ihr zu verbergen, aber sie wusste Bescheid. Er lernte, richtig zu sprechen. Vielleicht war es gar nicht ihre Absicht gewesen, aber sie hatten ihn verwandelt, von einem einfachen kleinen Bengel in einen – tja, was genau, das wusste sie auch nicht so recht.

Robert Waveney und Sir Alfred wollten gerade in die Queens Hall aufbrechen, um Rachmaninow, diesen wunderbaren Russen, sein neues Klavierkonzert spielen zu hören. Mengelberg sollte dirigieren. Und Riley war mit von der Partie.

»Er wird mehr davon haben als ich«, bemerkte Sir Alfred wahrheitsgemäß. »Übrigens, Robert, was sagst du dazu – Ende des Jahres ist für ihn Schluss mit der Schule. Was machen wir mit ihm? Ich würde ihn gern weiter lernen lassen.«

»In Eton würden sie ihn sicher nicht nehmen«, erwiderte Waveney. »Dafür reicht sein Wissen doch nicht, oder?«

»Selbstüchtig, wie ich bin, möchte ich ihn eigentlich gar nicht wegschicken. Und man möchte ja auch keine, nun ja, Illusionen wecken oder ein Gefühl von Ungerechtigkeit. Wegen des Geldes, meine ich. Oder Neid. Ich dachte da eher an das Gymnasium in Marylebone ...«

Waveney stimmte ihm zu, dass das angemessener wäre, und er kannte auch jemanden aus dem Direktorium. Riley, dessen Dad immer gesagt hatte: »Junge, wenn sich dir in deinem Leben auch nur eine einzige Gelegenheit bietet, hast du verdammt Glück, und ich rate dir, pack sie am Schlafittchen«, platzte schier vor Freude. Eine Schule, in die man gern ging, war eine Offenbarung für ihn. Die Lehrer breiteten eine ganze Palette prachtvollen Wissens vor ihm aus, und wenn die anderen Jungen sich wegen irgendetwas über ihn lustig machten, verpasste er ihnen einen Haken. Alles war, wie es sein sollte, und er bewegte sich ohne Furcht in dieser neuen Welt.

Schwer fiel es ihm, jeden Tag an der Straße seiner Eltern vorbeizugehen, ohne Zeit für einen kurzen Besuch zu haben, aber er arbeitete wie der Teufel für die Schule und für Sir Alfred, den er nicht enttäuschen wollte. Außerdem war er neugierig, was sein Mentor Neues gemalt hatte, und er wollte auf keinen Fall Besucher verpassen – Männer von Welt, eingebildete junge Studenten, diverse andere Sirs und Nadine – oder interessante Ausflüge, bei denen er Sir Alfreds Zeichensachen trug und ihm zuhörte, wenn er über das alte Ägypten oder Sebastiano del Piombo oder was auch immer sprach. Außerdem brauchte er Zeit, um selbst zu zeichnen, denn wie es schien, war er gar nicht so

schlecht darin – nicht richtig gut, aber eben auch nicht schlecht ...

Gewohnheiten stellten sich ein, und alles erschien ihm ganz normal. Die Zeit verging, und irgendwann *war* es normal, selbst für Bethan. Nach ein, zwei Jahren hörten die gelegentlichen Anflüge mütterlichen Schmerzes auf. Sie hatten doch Glück. Einen Jungen an einem so vielversprechenden Ort unterzubringen war im Grunde dasselbe, wie eine Tochter gut zu verheiraten – die oberste Pflicht der Eltern. Allem Anschein nach hatte Riley einen guten Ort gefunden, und er war glücklich dort. Von welcher Warte aus man es auch betrachtete, Rileys Jugendjahre waren lang und nährend und golden; gesegnet, nicht zerrissen von dem Doppelleben, das er führte. Die Wochentage gehörten der Schule und Sir Alfred, und die Sonntage verbrachte er bei seiner Familie, aß mit ihnen und ließ seine kleinen Schwestern auf sich herumklettern, spielte Wippe mit ihnen und warf sie in die Luft. Schließlich lebten die älteren Geschwister auch in anderen Familien anderswo, und wenn sie zurückkamen, passten sie nicht mehr recht in ihr kleines Elternhaus. Es machte sie nur umso interessanter.

Eines Morgens an einem milden Samstag im Frühling, sieben Jahre nachdem er das Haus am Orme Square zum ersten Mal betreten hatte, griff Riley, der mittlerweile achtzehn Jahre alt war, nach der langen, schweren Stange, die Sir Alfred nicht mehr halten konnte, und öffnete die Riegel an allen Dachfenstern und Oberlichtern im Atelier. Klare, weiche Luft strömte aus dem Park und aus den Gärten herein, erfüllt von Kirschblüten und Flieder. *Wie könnte man das malen?*, überlegte Riley. Wer könnte diese Reinheit und Leichtigkeit malen?